

Ein 2 Cm. breiter Meissel aus sehr hartem Bein, mit halbkreisförmig geschliffener Schneide; drei geschliffene Beinpfriemen, sowie das Bruchstück eines an allen Seiten geschliffenen, braunen Beininstrumentes, 5·5 Cm. lang, 0·5 Cm. Durchmesser.

Ein mit schwarzgrüner Patina überzogenes Gussstück aus Bronze, 1·5 Cm. breit, 0·5 Cm. dick und das Bruchstück einer dreieckigen Bronze-ahle, mit glatter, lichtgrüner Patina.

Ein mit Kreideeinlage verziertes Gefässchen, nicht ganz 3 Cm. hoch, oben 3 Cm. Durchmesser, mit in die Seite gekratzten Furchen.

Ein anderes, grösseres, aber in jeder Hinsicht tadellos ausgeführtes Gefäss, mit Kreideeinlage verziert.

Zwei Wirtl und das Bruchstück einer pilzförmigen Todtenleuchte.

Ein am spitzen Ende polirtes Hirschhorn, welches wahrscheinlich zum XXIX.  
213. Glätten der Gefässe gebraucht wurde; zwei zugespitzte und vier unbearbeitete Hirschhornstücke, sowie mehrere Knochenabfälle.

(Fortsetzung folgt.)

## ZUR GESCHICHTE GABRIEL BETHLENS.\*

### I. Bethlens Heirat mit Katharina von Brandenburg.

Bethlen Gábor war nach dem Berichte Khevenhillers schon vor seiner Ehe mit Susanna Károlyi verheiratet, und zwar hatte er die Witwe des siebenbürgischen Fürsten Moses Székely zur Frau genommen, die ihm einen Sohn gebar, der jedoch früh verstarb. Nach ihrem Tode heiratete er darauf die obgenannte Susanna, und als auch sie am 13. Mai 1622 in Klausenburg starb, beschäftigte ihn alsbald der Gedanke einer Wiederverheiratung, aber diesmal sollte nicht Liebe, sondern Politik den Ehebund schliessen. Nicht erst im Jahre 1624, wie die älteren ungarischen Historiker berichten, sondern schon im Jahre 1623 plante er eine Verbindung mit einer Tochter Ferdinands II., und versprach ihm, im Falle dieselbe zustande käme, sich mit ihm gegen alle seine Feinde, selbst gegen die Türken zu verbinden, der katholischen Religion alle Förderung zutheil werden zu lassen, sich um dieselbe «mehr als bisher zu bekümmern und, wenn ers befinden könnte,

\* Prof. Anton Gindely hat aus seiner demnächst erscheinenden Fortsetzung der Geschichte des 30-jährigen Krieges jene Theile, welche die Teilnahme Ungarns und Bethlens an diesem Kriege betreffen, in's Ungarische übersetzen lassen, und diese Uebersetzung ist eben unter dem Titel: *Bethlen Gábor és udvara 1580—1629, irták Gindely Antal és Acsády Ignác* (Gabriel Bethlen und sein Hof 1580—1629 von Anton Gindely und Ignaz Acsády) erschienen. Wir bieten unseren Lesern aus der Originalarbeit des Verfassers die zwei obigen Episoden.

sie vielleicht zu bekennen.» Der Kaiser, den diese Botschaft nicht wenig überraschte, war dem Antrage nicht geneigt, aber die Anerbietungen Bethlens waren so verlockend, dass er ihn nicht schroff abwies, sondern eine Entscheidung unter dem Vorwande hinausschob, dass er sich zuerst bei seinem spanischen Vetter Rats erholen müsse. Thatsächlich benachrichtigte er seinen Gesandten in Spanien von diesem Antrage, und dieser berichtete hierüber an das spanische Cabinet. In der Antwort, die der Herzog-Graf von Olivares, offenbar nach vorheriger Beratung mit dem Könige erteilte, empfahl er die Annahme des Antrages, im Falle Bethlen vorher die katholische Religion annehmen und seinen Besitz, namentlich das Fürstentum Siebenbürgen seiner Frau testamentarisch zusichern würde. Der Kaiser kam aber nicht in die Lage dem Fürsten eine diesen Ratschlägen entsprechende Antwort zu ertheilen, denn Bethlen, der offenbar den aufschiebenden Bescheid für eine Ablehnung seines Ansuchens ansah, hatte mittlerweile den Krieg gegen den Kaiser begonnen. Während der Waffenstillstands-Verhandlungen zu Ende des Jahres 1623 erneuerte er seinen Antrag, und versprach im Falle der Erhörung goldene Berge. Als er auch diesmal nur tauben Ohren begegnete, gab sein Kanzler Kovacsocsi bei Gelegenheit des Friedensschlusses zwar nicht beim Kaiser, aber bei einigen hochgestellten Personen denselben Wünschen unverholten Ausdruck. Man lachte über die Ansprüche des Fürsten, die Kaiserin nannte im Scherz ihre Stieftochter Fürstin von Siebenbürgen, welche Bezeichnung diese mit Unwillen zurückwies und den Fürsten «zum Teufel wünschte». Bethlen erfuhr wahrscheinlich nicht, wie unfreundlich man seine Bewerbungen aufnehme, denn nur so ist es zu erklären, dass er dieselben nicht aufgab, sondern noch klarer mit der Sprache herausrückte. Ende Mai 1624 ersuchte er den Kaiser um freies Geleite für seine Gesandten, die er an deutsche und andere Fürstenhöfe schicken wolle, um für sich eine Braut herauszufinden. Nachdem er auf dieses Gesuch einen günstigen Bescheid erhalten hatte, schickte er den Kovacsocsi mehrmals nach Wien und liess den Kaiser bitten, ihm eine passende Braut bezeichnen zu wollen, an deren etwaigem katholischen Glaubensbekenntniss er keinen Anstoss nehmen wollte. Anderen Personen vertrauten seine Gesandte an, dass die Wünsche des Fürsten auf die Hand der Tochter des Kaisers gerichtet seien, und beriefen sich zur Rechtfertigung derselben auf die Heirat Báthory's mit der Erzherzogin Christine.

Nicht die Rangverhältnisse liessen die Forderung Bethlens als eine ungeheuerliche erscheinen, denn als Fürst von Siebenbürgen übertraf er die meisten deutschen und italienischen Fürsten an Macht und Bedeutung, wohl aber seine bisherige Politik und seine gebrochene Gesundheit. Er war immer als der grimmigste Gegner des Kaisers aufgetreten, hatte ihn stets aufs Neue angegriffen und nun mutete er ihm zu, dies alles zu vergessen, mit ihm in die innigste Verbindung zu treten, und ihm seine Tochter zu opfern.



Denn als ein wahres Opfer musste diese Heirat schon in Anbetracht der zerrütteten Gesundheit des Fürsten angesehen werden; die mannigfachen geistigen und körperlichen Anstrengungen, sowie seine leidige Trunksucht, der er täglich fröhnte, hatten ihn ganz elend gemacht, so dass er jetzt schon die grössere Hälfte des Jahres auf dem Krankenbette zubrachte. Dazu kam noch der grosse Altersunterschied, Bethlen zählte 43 Jahre, während die beiden Töchter des Kaisers fast noch Kinder waren, die ältere war 14, die jüngere 13 Jahre alt. Die Berufung auf die Heirat des Báthory war schlecht gewählt, da Báthory Katholik war und sich im jugendlichen Alter um die Schwester Ferdinands II. beworben hatte: wenn das Los seiner Gattin sich später wegen seiner persönlichen Verworfenheit unglücklicher gestaltete, als vermutlich die Verbindung einer der Erzherzoginen mit Bethlen gewesen wäre, so konnte man dies zur Zeit der Heirat nicht voraussehen. Trotz aller Gründe für die Zurückweisung Bethlens, traf man in Wien keine rasche Entscheidung, da die Folgen eines abweislichen oder günstigen Bescheides gleich schwer in die Wagschale fielen; im ersteren Falle musste man auf eine gesteigerte Feindseligkeit gefasst sein, im letzteren stand eine Allianz in Aussicht, die sich durch die Vermittlung einer jugendlichen, ihren Mann vielleicht beherrschenden Frau stets inniger gestalten musste, und vielleicht sogar die Bekehrung des Fürsten herbeiführte; wenigstens liessen dies die Gespräche der Gesandten, die in Wien einen innigen Verkehr mit den Jesuiten und namentlich mit dem kaiserlichen Beichtvater angeknüpft hatten, nicht als unmöglich erscheinen. Mit Rücksicht auf diese günstigen Folgen hatte Olivares eben die Verbindung nicht widerrathen und so ist es begreiflich, wenn sie auch Eggenberg nicht ganz von sich wies und nur bedauerte, dass der Kaiser nicht drei Töchter habe, wahrscheinlich meinte er, dass die dritte im entsprechenden Alter zu Bethlen stehen könnte. Der spanische Gesandte, der Graf Ossoña, theilte Eggenbergs Bedenken nicht, er befürwortete die Heirat mit einer der Erzherzoginen, weil die Ruhe und Sicherheit, die man dadurch gewänne, von unschätzbarem Werte sein würde. Als er den Kaiser frug, ob er es zufrieden sei, wenn er gegen Kovaczosi eine freundliche Haltung annehmen würde, erklärte derselbe: «Ich wünsche um jeden Preis, mir die Freundschaft Bethlens zu sichern.» Infolge dieser aufmunternden Rede trat Ossoña in Verkehr mit dem Gesandten und frug bei seinem Könige an, welche Stellung er in Bezug auf die projectirte Heirat einnehmen solle. Philipp IV. und sein Staatsrat billigten die Heirat, wenn daraus für die Katholiken besondere Vorteile erwachsen würden, und schickten dem Gesandten die gewünschte Instruction. Trotzdem konnte sich der Kaiser für die Heirat nicht entschliessen. Indem er mit dem Gesandten Bethlens in freundlichster Weise verkehrte, ihn sogar einmal versicherte, dass er seinen Herrn wie einen Sohn liebe, — eine Behauptung, deren Unaufrichtigkeit ein Dutzend Bethlenscher Unwahrheiten aufwiegt — erklärte

er, dass er auf seine Wünsche nicht sofort antworten könne, aber er werde eine Vertrauensperson zu ihm schicken und durch dieselbe die Namen einiger passenden Prinzessinen bezeichnen. Noch bevor er dieses Versprechen erfüllt hatte, ersuchte er seine Schwester, die Grossherzogin von Toscana, um die Hand einer ihrer Töchter für Bethlen, aber auch diese wollte nichts von dem Fürsten als Schwiegersohn wissen, und empfahl eine Prinzessin von Modena für die beabsichtigte Heirat.

Vor Ende des Jahres langte der versprochene Gesandte in der Person des Bischofs Sennyey bei Bethlen an und theilte dem Fürsten mit, dass der Kaiser gern bereit sei, ihm eine naheverwandte katholische Prinzessin zur Frau zu geben in der Hoffnung, dass er dann zur Erkenntniss der Wahrheit kommen würde, und deshalb zu dem Grossherzog von Toscana geschickt und sich nach der Beschaffenheit seiner Nichten erkundigt habe. Die Nachricht sei nicht günstig ausgefallen, die ältere leide an einem körperlichen Gebrechen und die zweite sei noch zu jung. Die Aufmerksamkeit des Kaisers sei darauf auf eine Prinzessin von Modena geleitet worden, und diese passe nach ihrem Alter, ihrer körperlichen Beschaffenheit und ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften ganz zu dem Fürsten: an ihm sei es nun zu erklären, welche Concessionen er in kirchlicher Beziehung machen und was er für Anordnungen im Falle seines Todes treffen würde. Als Bethlen über diese Prinzessin Näheres wissen wollte, erwiederte Sennyey, sie gehöre der Familie Este an, stamme von den spanischen Habsburgern ab und sei verwandt mit dem Herzog von Savoyen. Sie sei nicht sehr jung, zeichne sich aber durch körperliche Schönheit, Fleiss und Witz aus und verfüge über eine Mitgift von 100,000 Gulden. Bethlen wollte nun über die Bedingungen des Heiratscontractes nähere Aufschlüsse haben; darauf erklärte Sennyey, dass genau bestimmt werden müsse, in welcher Weise für die allfällige Nachkommenschaft und für die Witwe gesorgt, wie der Hofstaat der Prinzessin zusammengestellt sein und welche Vorsorge für die katholische Kirche getroffen werden würde. Am folgenden Tage erklärte Bethlen, dass seine Boten in Wien seine Wünsche und Absichten nicht genau genug angedeutet hätten, nun wolle er dies selbst thun und zu dem Bischof sprechen, als wenn er sein Beichtvater wäre. Nie habe er einen anderen Wunsch gehegt als den, eine der kaiserlichen Töchter zur Gemahlin zu gewinnen. Er sei zwar nicht von königlichem Geblüte, aber er gehöre dem vornehmsten und ältesten ungarischen Adel an und seine Vorfahren seien Woywoden gewesen. Das Hauptgewicht lege er jedoch auf das eigene Verdienst. Der weitere Verlauf der Unterredung ist leider nicht bekannt, jedenfalls scheint es, dass Bethlen die empfohlene Braut ablehnte und offen um die Kaisertochter warb. Als Sennyey zurückkehrte, lobte er den guten Willen des Fürsten, empfahl aber nicht die Annahme seiner Bewerbung, weil auf ihn kein Verlass sei, und er seine Entschlüsse nach dem Gange der Ereignisse in Deutschland ändern



werde. Nachrichten von anderer Seite machen es ziemlich gewiss, dass Bethlen sich damals auf einem Scheidewege befand und eine andere Politik befolgt haben würde, wenn er die Hand der kaiserlichen Prinzessin erlangt hätte. Der Erzbischof von Gran berichtete, dass er schwanke und nicht wisse, auf welche Seite er sich schlagen solle, jedenfalls aber seine, den Katholiken freundliche Haltung nur so lange einhalten werde, als er sich in seinen Hoffnungen auf die Hand der Tochter des Kaisers nicht getäuscht sehen werde. Sein Hofprediger fürchtete den Einfluss einer katholischen Frau und drängte ihn, von den Verhandlungen abzulassen und widerriet sogar in einer Predigt eine derartige Wahl: ein Beweis, dass die katholische Heirat einen Umschwung in seiner bisherigen Politik anbahnen konnte.

Um eine Entscheidung herbeizuführen, sandte Bethlen dem abreisenden Bischof eine zweite Gesandtschaft nach und ersuchte offen um die jüngere kaiserliche Prinzessin, der er 50,000 Thaler jährlicher Einkünfte anweisen wollte. Auch diesmal wies ihn der Kaiser ab und empfahl ihm die Tochter des Herzogs von Nevers, die dem Hause Gonzaga angehörte, also eine Base der Kaiserin war. Dem Bethlen wurde das Portrait der Prinzessin zugeschickt, im Falle sie ihm nicht gefiel, wollte man ihm eine Markgräfin von Baden, die dem katholischen Zweig der Zähringer angehörte, empfehlen. Wir wissen nicht, ob die Prinzessin von Nevers auf die ihr zugemutete Verbindung verzichtete, oder ob, was wahrscheinlicher ist, Bethlen sie nicht zur Frau haben wollte, jedenfalls näherten sich die Heiratsverhandlungen ihrem Ende, denn auf ein nochmaliges Ansuchen um die Hand der Kaiserin-tochter, das er im August (1625) stellte, wurde er abermals abgewiesen. Man suchte den abweislichen Bescheid durch möglichste Freundlichkeit gegen die Gesandten zu versüssen, sie wurden nicht anders behandelt, als wenn ihr Herr der König von Ungarn gewesen wäre; der ungarische Kanzler wich nicht von ihrer Seite, um ja all- ihre Wünsche zu hören und zu erfüllen. Aber abgewiesen wurden sie dennoch, trotzdem sie erklärt hatten, ihr Herr werde sich in diesem Falle um die Schwester des Kurfürsten von Brandenburg bewerben, wodurch sie eine feindliche Allianz in Aussicht stellten.

Thatsächlich hatte Bethlen schon im August 1625 Verhandlungen mit dem Kurfürsten angeknüpft und seinen Leibarzt Scultetus an ihn abgeschickt; noch im selben Monat hielt er durch seinen Artilleriegeneral, den Freiherrn von List, um die Hand der Prinzessin an. Für den Fall, als ihm die Kaisertochter im August zugesagt worden wäre, würde er in Verlegenheit geraten sein, jedenfalls hätte er sich der brandenburgischen Zusage in irgend einer Weise entledigt. Unmittelbar nach Abbruch der Wiener Verhandlungen hielt er durch eine zweite Gesandtschaft formell um die Hand der Prinzessin an. Als sein Antrag günstig beantwortet wurde, richtete er die erste Einladung zu seiner Hochzeit an den Winterkönig, etwas später liess er eine solche

auch an den Kaiser, an den König von Spanien, an Maximilian von Baiern und an fast alle Könige und Fürsten der Christenheit ergehen. Seine körperlichen Leiden, die ihn während des Jahres 1625 mehrere Monate ans Krankenlager fesselten, erreichten jetzt einen hohen Grad. Er litt unerträgliche Schmerzen, die er nur durch starke Einreibungen lindern konnte, hatte häufige Ohnmachtsanfälle, so dass man mitunter glaubte, er würde kaum den Tag überleben. Als er sich endlich erholte, liess er seine Braut durch eine feierliche Gesandtschaft, deren Mitglieder die Herren von Rákóczy, Károly, Mikó und Kassay waren, abholen. Der Kurfürst schickte der Gesandtschaft zehn Edelleute mit einem zahlreichen Küchenpersonale bis an die schlesische Grenze entgegen, um sie auf dem weiteren Wege geleiten und bewirten zu lassen. Leider verfehlte diese Aufmerksamkeit ihr Ziel, da die Gesandten einen anderen Weg einschlugen, als man in Berlin vermutet hatte. Als sie sich dieser Stadt näherten, kamen ihnen der Pfalzgraf Ludwig Philipp und der Markgraf Sigismund von Brandenburg entgegen und begrüßten sie im Namen des Kurfürsten in feierlicher Weise. In Begleitung der ungarischen Gesandtschaft trat darauf die Prinzessin die Reise nach Ungarn an; in ihrem Gefolge befanden sich ihre ältere Schwester, die Herzogin von Braunschweig, der Günstling des Kurfürsten, Graf Adam von Schwarzenberg, und mehrere deutsche Edelleute und Eldedamen.

Die Hochzeit sollte am 22. Februar 1626 in Kaschau stattfinden, da jedoch die Braut auf der Durchreise durch Schlesien erkrankte, verzog sich dieselbe bis zum 1. März. Bei der Hochzeit liessen sich viele der eingeladenen Fürsten vertreten. Die Gesandten aus der Walachei übergaben dem Bethlen zwei schön geschmückte Rosse, die Vertreter des Sultans überbrachten zwei Pferde und 13 Maultiere mit prachtvoller Zäumung und kostbaren türkischen Waaren, warteten aber den Hochzeitstag nicht ab, weil sich die Ankunft der Braut wegen ihrer Krankheit ins Ungewisse verzögerte. Der Kaiser liess sich durch den Bischof Sennyey vertreten, und dieser überreichte dem Fürsten eine goldene, mit Diamanten besetzte Kette im Werthe von 10,000 Thalern, König Ferdinand III. schickte ein Kleinod im Werte von 6000 Thalern, Maximilian von Baiern ein goldenes Waschbecken mit einem Springbrunnen und der Kurfürst von Köln einen silbernen Adler. Auch der König von Spanien stellte sich mit einem Geschenke im Werte von 10,000 Ducaten ein, da dasselbe aber zu spät in Kaschau eintraf, musste es dem Fürsten, der bereits nach Siebenbürgen abgereist war, nachgeschickt werden. Für die überreichten Geschenke dankte Bethlen dem Kaiser nach seiner Gewohnheit in hochtönenden Worten und unterthänigen Dienstanerbietungen, die umso weniger aufrichtig gemeint waren, je überschwenglicher sie lauteten. Er selbst hatte für seine Braut durch deutsche Juweliere Schmuckgegenstände, deren Wert auf 100,000 Thaler veranschlagt wurde, und kostbare Kleider bei eng-



lischen Schneidern anfertigen lassen und ihr alles bei ihrer Ankunft als Hochzeitsgeschenk überreicht.

Als die Braut am 1. März sich dem Weichbilde von Kaschau näherte, zog ihr der Fürst an der Spitze von 2000 Mann vor die Stadt entgegen, und da fand in einem prachtvollen Zelte die erste Begrüssung statt. Nachdem das Brautpaar über eine Stunde im Zelte zugebracht hatte, setzte sich der Zug gegen die Stadt in Bewegung, die Prinzessin im Wagen, der Fürst zu Pferde. Man bewunderte die Pracht, welche das brandenburgische Gefolge bei dieser Gelegenheit entwickelte; den Wert der Kleidung und des Schmuckes, den der Graf Schwarzenberg trug, schätzte man auf 50,000 Thaler. Die Hochzeit fand am folgenden Tage statt, die Festlichkeiten selbst dauerten eine ganze Woche lang: Feuerwerke, Bälle, Ringelrennen und andere Kurzweil erlustigten die Gäste, Speisen wurden in Hülle und Fülle aufgetragen, allein sie mundeten den Deutschen wegen ihrer absonderlichen Zubereitung nur wenig und auch sonst fühlten sie sich trotz der herzlichsten Aufmerksamkeit und der verschwenderischen Gastfreundschaft nicht besonders behaglich, denn trotz aller Pracht fehlte es an der Vorbedingung für einen feineren Lebensgenuss, nämlich an Bequemlichkeit. Die Herzogin von Braunschweig und ihr Gefolge musste auf Stroh schlafen und das Gemach, in dem man tanzte, war nur mit Oellampen beleuchtet, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten, so dass der erste Eindruck, den die Braut von ihrer neuen Heimat bekam, kein bestechender war. Zwischen dem Wohlstand, der Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeit, die in Norddeutschland herrschten, und den Zuständen in dem unter dem Drucke der Türken verarmten Ungarn machte sich eben ein gewaltiger Unterschied geltend.

## II. Die Erhebung Ferdinands III. auf den ungarischen Thron.

Der Kaiser, dem die Gefahren nicht unbekannt waren, die ihm von Bethlen und den Türken drohten, der aber, seit Waldstein eine neue Armee angeworben hatte, sich freier und mächtiger fühlte, beschloss die Berufung eines Reichstages nach Oedenburg, um seinem Sohne die Krone von Ungarn zu verschaffen und so den Gelüsten Bethlens einen Riegel vorzuschieben. Als die Nachricht davon in Konstantinopel anlangte, bemühte sich der venetianische Gesandte, die Eifersucht der Pforte gegen diese Festigung der habsburgischen Herrschaft wachzurufen. Ungeduldig wartete er auf Nachrichten aus Siebenbürgen, er hoffte, dass Bethlen den Krieg beginnen werde, nachdem er die Erlaubniss dazu von der Pforte erhalten hatte, aber seine Krankheit vereitelte vorläufig alle diese Hoffnungen, und so mussten auch die Türken dem Wahlreichstag ruhig zusehen, wie gern sie ihn auch gestört hätten. Mit der Erhebung seines Sohnes auf den ungarischen Thron wollte der Kaiser übrigens ein Versprechen erfüllen, das er seinem spanischen Vet-

ter Philipp IV. gemacht hatte. Derselbe hatte ihm die Hand seiner Schwester Maria für den jungen Ferdinand nur unter der Bedingung zugesagt, dass seine Nachfolge auf den deutschen, ungarischen und böhmischen Thron gesichert sei. Da dem Kaiser die Heirat sehr am Herzen lag, weil sie ihm die spanische Allianz sicherte, so stimmte er dieser Bedingung zu und deshalb sollte mit der Sicherung der ungarischen Krone der Anfang gemacht werden.

Zur Eröffnung des Reichstages trat der Kaiser die Reise von Wien nach Oedenburg am 13. October an und liess sich theils zu seinem persönlichen Schutz, theils zum Behufe einer grösseren Glanzentfaltung von zwei Regimentern Fussknechten und 2000 Reitern begleiten. Bei dem Einzug in Oedenburg wurde all der Luxus entwickelt, den man damals aufbieten konnte: voran zogen die Pagen, Edelleute, Kämmerer und Räte, dann die Gesandten der befreundeten Mächte, ihnen folgte der Kaiser mit seinem ältesten Sohn zu Pferd und darauf in einer prachtvollen Carosse die Kaiserin in Begleitung ihrer Stiefkinder, des Erzherzogs Leopold Wilhelm und der Erzherzogin Cäcilia Renata. Die Erzherzogin Maria Anna war wegen eines Unwohlseins incognito in die Stadt gefahren. Hinter der Kaiserin folgten gegen fünfzig andere Wagen mit den Prälaten und den verschiedenen Edeldamen. Nachdem der Kaiser eine geraume Strecke vor den Toren der Stadt von dem ungarischen Adel und den Bischöfen begrüsst und von dem Erzbischofe von Agram mit einer Anrede bewillkommt worden war, geschah dasselbe beim Einzuge in die Stadt durch den Bürgermeister, worauf er mit seinem ganzen Gefolge nach der Franziskanerkirche zog. Nach der damaligen Gepflogenheit waren bei der Ankunft des Kaisers in Oedenburg nur wenige Reichstagsmitglieder versammelt, es fehlten die Abgeordneten aus Oberungarn, aus den an Bethlen abgetretenen Comitaten und aus Croatien. Wegen des zu erwartenden grossen Menschenzusammenflusses fanden die mit dem Kaiser einziehenden Gesandten keine passenden Wohnungen und liessen sich deshalb in dem zwei Meilen entfernten Eisenstadt nieder. Nur der baierische Gesandte, Doctor Leuker, machte eine Ausnahme, weil ihm keine Equipage zur Verfügung stand und er auch für schweres Geld keine herbeischaffen konnte. Er zog es deshalb vor, sich in Oedenburg einzumieten, aber es bedurfte der erprobten Genügsamkeit eines an einfache Verhältnisse gewöhnten Mannes, um bei diesem Beschlusse auszuharren, denn in seinem Zimmer fand sich kein verschliessbarer Schrank vor und da er in demselben seine Schriften nicht offen liegen lassen wollte, so schleppte er sie stets in einem Sacke (!) mit sich herum.

Die Propositionen, die der Kaiser dem Reichstag vorlegte, waren dem Ernst des Augenblicks angemessen. Er verlangte Rath von den Ständen, wie die Ruhe in Ungarn gegen revolutionäre Umtriebe gewahrt werden könne, und schlug vor, dass der Ungehorsam künftighin schärfer als bisher bestraft



werde. Neben diesem Antrage, der seine Spitze hauptsächlich gegen die Anhänger Bethlens richtete, forderte er, dass für die bessere Unterhaltung der Grenzfestungen und für die Befestigung von Kanizsa Sorge getragen werde. Zur Aufrechthaltung guter Sitte verlangte er, dass jene, die sich der Polygamie schuldig machten, bestraft und jeder nähere Verkehr mit den Türken verboten werden sollte. Von der Wahl seines Sohnes zum Könige von Ungarn machte er keine Erwähnung. — Der Reichstag ging vorläufig auf die Verhandlung der vorgelegten Propositionen nicht ein, sondern verlangte zuerst die Vornahme der Wahl eines neuen Palatins an Stelle des mittlerweile verstorbenen Thurzó. Der Kaiser hatte keine Lust dies zu bewilligen, trotzdem er sich verpflichtet hatte, unmittelbar nach dem Tode des betreffenden Würdenträgers eine solche vornehmen zu lassen. Die Machtbefugnisse des Palatins waren zu gross, um seine Eifersucht nicht rege zu machen und so suchte er die Stände für die Wahl eines blossen Statthalters unter dem Vorwande zu gewinnen, dass man damit etwas Erkleckliches ersparen könnte, indem der Statthalter nur einen geringen Gehalt beziehen würde, dem Palatin aber 22,000 ungarische Taler ausbezahlt werden müssten. Die Stände liessen sich jedoch nicht überreden, und so musste der Kaiser wohl oder übel die Palatinswahl gestatten. Nach dem gesetzlichen Herkommen schlug er für dieses Amt vier Candidaten vor, zwei Katholiken, Eszterházy und Bánfi, und zwei Protestanten, Nádasdy und Pálffy. Unter den vorgeschlagenen Candidaten überragte Nicolaus Eszterházy in jeder Beziehung alle übrigen Mitbewerber sowohl durch sein Wissen, als seine genaue Bekanntschaft mit Land und Volk und seine vielseitige Verwendbarkeit. Diese Tüchtigkeit, sowie sein Uebertritt zur katholischen Kirche, seine Anhänglichkeit an die regierende Dynastie, die er während des letzten Feldzugs in glänzender Weise bewährt hatte, hatten ihn von Stufe zu Stufe gehoben, bis er endlich die hohe Würde des obersten Richters, des *Judex Curiae* erlangte. Durch die Heirat mit der Witwe des Stanislaus Thurzó war er zu einem höchst bedeutenden Besitz gelangt, den er durch Fleiss, Sparsamkeit und Speculation täglich vermehrte. Da der Kaiser ihm den erblichen Grafentitel erteilt hatte, so stand er mit den hervorragendsten Familien im Lande auf gleicher Stufe. Bei der Palatinswahl gewann er nun nicht blos die Stimmen aller Katholiken, sondern auch die zahlreicher Protestanten, wobei aber nicht etwa seine alten Verbindungen und seine Tüchtigkeit, sondern das Geld den Ausschlag gab, denn 60 Stimmen gewann er mit Hilfe von 20,000 Gulden. Es vereinten sich auf ihn 125 Stimmen, während Nádasdy nur 25 erhielt und den beiden andern Candidaten nur je eine zufiel.

In der That, es gab damals Niemanden in Ungarn, der für die höchste Würde besser geschaffen gewesen wäre, wie Eszterházy. Neben den oben geschilderten Fähigkeiten gebot er auch über eine unerschöpfliche Arbeitskraft, er liess sich nicht an den Functionen seiner amtlichen Stellung genü-

gen, sondern erörterte auch in zahlreichen Gutachten seine Ansichten über alle Gegenstände, die mit Ungarn im Zusammenhange standen und machte reformatorische Vorschläge, welche bewiesen, dass er die Uebelstände wohl kannte, unter denen sein Vaterland litt und dass er bei ihrer Heilung thätig sein wolle. Es scheint, dass er schon im Jahre 1622 nach dem Tode des Palatins Forgács um die eben erlangte Würde mit Erfolg sich hätte bewerben können, wenigstens behauptete er dies später gegen den Kaiser und gab als Grund, weshalb er dies nicht gethan, seine Besorgniss vor den Schwierigkeiten der zu übernehmenden Pflichten an. Ob wirklich bloss Bescheidenheit oder andere Gründe hier mitwirkten, wollen wir dahingestellt sein lassen, auf alle Fälle war der Kaiser über das Resultat der jetzigen Wahl sehr erfreut und veranstaltete zu Ehren des Gewählten ein Bankett, welche Auszeichnung der neue Palatin Tags darauf erwiderte, indem er den gesammten Hof zu einem zweiten Bankette einlud.

Auch jetzt liess sich der Reichstag noch nicht in die Verhandlungen über die kaiserlichen Propositionen ein, sondern verhandelte zuerst in altgewohnter Weise über einzelne Beschwerden. Die Stände verlangten die Abschaffung der deutschen Besatzungen aus einigen ungarischen Festungen, erkannten aber an, dass dies nicht augenblicklich geschehen könne; sie klagten, dass die Türken trotz des Friedensschlusses die ihnen nicht gehörigen Orte mit Steuern belegen; sie beschwerten sich über eine zum Teil unrechtmässige Erhebung des dreissigsten Groschens und verlangten endlich die Prägung vollwichtiger Münzen. Der Ton, in welchem diese Beschwerden vorgebracht wurden, bewies, dass der Reichstag von einer gemässigten Mehrheit beherrscht wurde, welche die Beschwerden nicht zu Anklagen gegen die Regierung ausbeuten wollte. Der Kaiser, der weder die Besatzungen abberufen, noch wegen seiner Ohnmacht die Türken zur Ordnung verhalten konnte, dem die Mittel fehlten, um seine trostlosen Geldverhältnisse zu bessern, der folglich keine der Beschwerden gründlich beseitigen konnte, gab gleichwohl dem Reichstage eine entgegenkommende Antwort, die aber denselben nicht befriedigte. — Die Opposition schien sich zu steigern, als jetzt auch die Protestanten mancherlei Klagen erhoben und deren Abhilfe verlangten. Nur dem Einflusse des neuen Palatins und der rechtzeitigen Ankunft der katholischen Kroaten gelang es, der Opposition insoweit Herr zu werden, dass sich der Reichstag mit der zweiten Entgegnung des Kaisers und mit einigen Versprechungen begnügte und dann in die Beratung der königlichen Propositionen einging und zum Schluss einige Steuern bewilligte.

Mittlerweile wurde am Hofe fortwährend die Frage erörtert, ob und in welcher Weise man die Erhebung des Erzherzogs Ferdinand zum König von Ungarn bewerkstelligen solle. Der Kaiser wollte den Antrag nicht selbst stellen, weil er die Gefahr eines abweislichen Bescheides fürchtete, und trug



deshalb dem Erzbischof von Gran, dem neuen Palatin und dem Kanzler auf, die Stände zu sondiren und wenn sie dieselben für die Wahl geeignet fänden, sie zu einem entsprechenden Vorschlag zu vermögen. Die Vertrauensmänner begegneten nur bei den Katholiken rückhaltsloser Zustimmung, bei den Protestanten machte sich entweder Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit geltend, die namentlich durch die Partei Bethlens, die aus den Vertretern der ihm abgetretenen Comitate bestand, genährt wurde. Der Fürst hatte auch eine eigene Gesandtschaft an den Reichstag abgeordnet, die dem Kaiser einen Brief voll überschwenglicher Versicherungen seiner Ergebenheit und Unterthänigkeit überbrachte, daneben aber alle ihre Ueberredungskunst aufbot, um dem Reichstag von der Wahl abzuraten, und die Vertreter der Bethlenschen Comitate sogar mit der Rache des Fürsten bedrohte, wenn sie in die Wahl, zu der sie nicht bevollmächtigt seien, einwilligen würden. Bei ihren Argumenten spielte Polen eine grosse Rolle: dort sei ein Musterstaat und die freie Wahl gesichert, weil dieselbe nie bei Lebzeiten des regierenden Königs vorgenommen werde. Die Bemühungen der Gesandten waren umsomehr von Erfolg begleitet, als auch die Vertreter der königlichen Comitate von ihren Wählern nicht für die Wahl bevollmächtigt waren und deshalb die Vornahme derselben ablehnen zu müssen glaubten. Die Anhänger des Kaiserhauses bekämpften ihren Widerstand mit der Behauptung, dass sie, wenn auch nicht ausdrücklich, die nötige Vollmacht besässen, denn nach ihrer Instruction dürften sie über Gegenstände Beschluss fassen, die zum Besten des Königreiches gereichen. Nichts würde aber mehr zu diesem Besten gereichen, als die Vornahme der Wahl.

Die Opposition der Stände war nicht die einzige Schwierigkeit, welche die Vornahme der Königswahl hinderte; der Kaiser selbst verzögerte dieselbe, indem er nicht schlüssig werden konnte, ob der Wahl unmittelbar die Krönung folgen solle oder nicht. Bei der Krönung musste sich der neue König durch einen Eid zur Aufrethaltung der politischen und religiösen Freiheiten verpflichten. Ferdinand II. hatte es selbst nur widerwillig und nur dem Drange der Umstände gehorchend, gethan. Die Gewissenslast, die er sich nach seiner Meinung damit aufgebürdet hatte, wollte er seinem Sohne nicht aufladen, sondern ihm freie Hand bei dem Antritt der Regierung lassen. Sein Beichtvater, Pater Lamormain, von ihm um seine Meinung befragt, sprach sich aus demselben Grunde gegen die Vornahme der Krönung aus: es sei genug, wenn durch die Wahl die Succession gesichert sei, denn wenn dann später Ferdinand III. die Regierung antreten würde, könne er vor seiner Krönung eine Aenderung des Krönungseides durchsetzen. Dieser Meinung pflichteten der Erzbischof von Gran, der Fürst von Eggenberg und der Nuntius Caraffa bei. Andere Räte dagegen, es waren dies höchst wahrscheinlich der Palatin und der ungarische Kanzler, verwurfen die Hinausschiebung der Krönung als unheilvoll für die Dynastie, aber ihre

Meinung wurde auch von den Finanzleuten bekämpft, welche die Krönung wegen der damit verbundenen Auslagen verschoben wissen wollten. Dem spanischen Gesandten, dem Grafen Ossuña, der die Krönung als eine jener Bedingungen betrachtete, unter welchen der König von Spanien seine Schwester dem Erzherzog Ferdinand zur Frau geben würde und der sich deshalb für dieselbe aussprach, erwiderte der Kaiser mit dem Hinweis auf den Rat Lamormains.

Ohne einen festen Entschluss gefasst zu haben, erteilte Ferdinand dem Palatin den Auftrag, die Stände um die Vornahme der Wahl zu ersuchen, und da er sich entschloss die Opposition mit denselben Mitteln zu bekämpfen, wie bei der Palatinswahl, so konnte er sicher sein, dass sein Wunsch nur auf einen unbedeutenden Widerstand stossen würde. Als der Palatin den Antrag am 23. November 1625 stellte, stemmten sich nur die Bethlen'schen Comitatsvertreter und einige wenige andere Personen dagegen. Wahrscheinlich hatten aber die der Wahl günstig Gesinnten Nachricht von den am kaiserlichen Hofe herrschenden Differenzen über die Vornahme der Krönung erhalten, und da sie alle, mochten sie Katholiken oder Protestanten sein, keine Willkürherrschaft für die Zukunft begünstigen wollten, so erklärten sie zu gleicher Zeit, dass sie die Wahl erst dann vornehmen würden, wenn der Erzherzog zuvor die Aufrechthaltung aller ihrer politischen und religiösen Freiheiten beschwören würde. Dieser Beschluss traf die Hofpartei ganz unerwartet, bisher hatten alle Könige diesen Eid erst bei der Krönung abgelegt, jetzt sollte dies schon vor der Wahl der Fall sein. Man beschloss sich der Notwendigkeit zu fügen, denn man sah ein, dass, wenn jetzt die Wahl des Erzherzogs verschoben würde, das Misstrauen steigen und die Anhänger Bethlens gewonnenes Spiel haben würden. Man erfuhr zu gleicher Zeit, dass die Vertreter desselben auf seine Rechte als bereits gewählter König hinwiesen, \* welchem Hinweise man nur dann mit Erfolg begegnen konnte, wenn der Erzherzog nicht blos gewählt, sondern auch gekrönt würde. Eine der angesehensten ungarischen Damen, die Gräfin Batthiány, unterstützte die feindlichen Bestrebungen Bethlens, indem sie Zwiespalt in die kaiserliche Familie zu bringen suchte und die Kaiserin tadelte, dass sie sich so sehr um die Erhebung ihres Stiefsohnes bemühe und ihren eigenen Vorteil vernachlässige, da ihr als gekrönter Königin von Ungarn, im Falle des Todes ihres Gemals, die Regentschaft bis zu einer Neuwahl zukommen würde. Allein die Kaiserin, die weder ehrgeizig noch intrigant war, hatte nichts eiligeres zu thun, als die Zumutungen der Gräfin zurückzuweisen, und

\* Anmerkung. Zur Zeit des bosnischen Aufstandes wurde Bethlen von seinen Anhängern im Jahre 1620 zum König von Ungarn gewählt. Er verzichtete zwar im Jahre 1622 ausdrücklich auf Titel und Rechte, allein er und seine Anhänger liebten es auf diese Wahl hinzuweisen und Rechte aus ihr abzuleiten.



ihrem Gemal diese Unterredung mitzuteilen. Der Kaiser sah jetzt ein, dass er durch längeres Zögern nur die Opposition gross ziehen würde und sich deshalb nicht gegen das verlangte Versprechen, und folglich auch nicht gegen die Krönung stemmen dürfe. Der Palatin beschwichtigte seine letzten Bedenken durch die Vorstellung, dass das Versprechen der Aufrechthaltung der kirchlichen Freiheiten keinesfalls ihre ewige Dauer sichere. Der König sei berechtigt, im Einverständnisse mit dem Reichstage jegliches Gesetz zu ändern; wenn also die Majorität sich einmal gegen den Protestantismus erklären würde, so liege es in seiner Befugniss denselben abzuschaffen.

Nachdem man sich am Hofe über die Krönung verständigt hatte, erschienen die sämmtlichen Reichstagsmitglieder unter der Führung des Erzbischofs von Gran vor dem Kaiser und ersuchten ihn durch den Mund ihres Führers um seine Zustimmung zur Vornahme der Wahl. Ferdinand beantwortete die Ansprache in freundlicher und zustimmender Weise. Am folgenden Tag fand sich der Reichstag bei dem Erzherzog Ferdinand ein, wobei der Erzbischof von Kalocsa das Wort führte und ersuchte, dass der Erzherzog die künftige Wahl unter denselben Bedingungen annehme, unter denen sein Vater gekrönt worden sei, was der Erzherzog zustimmend beantwortete. Man hatte auf kaiserlicher Seite geglaubt, jegliches Hinderniss der Wahl beseitigt zu haben, dennoch ging dieselbe nicht so glatt vor sich, als man hätte erwarten können. Noch im letzten Augenblick strengten die Anhänger Bethlens alle ihre Kräfte gegen die Vornahme derselben an. Die Debatten im Reichstage gestalteten sich so leidenschaftlich, dass man bereits Thätlichkeiten befürchtete. Indessen gelang es den Bemühungen des Palatins, der offen die Frage stellte, ob die Reichstagsmitglieder Ungarn oder Siebenbürger, d. h. Unterthanen des Kaisers oder Bethlens seien, und den oben angedeuteten Geschenken die Stimmung zu beruhigen, so dass endlich die Wahl vorgenommen wurde, nachdem der österreichische Kanzler von Werdenberg das Krönungsdiplom in den Reichstagssaal gebracht hatte. Es umfasste siebzehn Punkte, und betraf die Rechte und Freiheiten Ungarns, namentlich aber die von Mathias im Jahre 1608 und 1609 und von Ferdinand II. im Jahre 1622 erteilten. Der neue König verpflichtete sich ausserdem, in der Zukunft alle Beschwerden, die zu seiner Kenntniss kommen würden, abzuschaffen, die ungarischen Angelegenheiten nur von ungarischen Räten verwalten zu lassen, die Gerechtigkeitspflege ordentlich zu besorgen, dem hohen und niedern Adel und den freien Städten freie Religionsübung zu gestatten, Niemanden, wessen Standes er auch sei, um seiner Religion willen zu bedrücken, die Palatinswahl stets vornehmen zu lassen, die Rechte des Palatins nicht zu schmälern, für die Grenzverteidigung Sorge zu tragen, die Krone nie aus dem Lande zu führen, die Bündnisse mit den benachbarten Ländern, namentlich mit Siebenbürgen und Böhmen aufrecht zu halten, fremdes Kriegsvolk nicht einzuführen und um die Auslösung der

an Oesterreich und Polen verpfändeten Ortschaften sich zu bemühen. Als die Wahl am 27. November 1625 vollzogen war, begab sich der Erzherzog zum Kaiser, dankte ihm für die Erhebung, aber noch inniger dankte er der Kaiserin für die Sorgfalt, mit der sie seine Interessen gefördert hatte. In der That dürfte sich dieselbe um die Beseitigung der mancherlei Schwierigkeiten verdienster gemacht haben, als uns bekannt ist, denn als der venetianische Gesandte sie nach der Krönung Ferdinands III. beglückwünschte, nahm sie offen das Verdienst dieser Erhebung für sich in Anspruch: sie habe alles gethan, was sie habe zu seinen Gunsten thun können, denn sie fühle für ihn eine solche Liebe, als ob sie ihn selbst geboren hätte.

Die Krönung fand am 8. December, am Tage Mariä Empfängniß statt. Vor dem Hause, wo der Kaiser residirte, bis zur Marienkirche, wo die Krönung stattfinden sollte, war eine doppelte Reihe von Soldaten aufgestellt; die eine Seite nahmen die deutschen Truppen, die andere Seite die ungarischen und die städtische Miliz ein. Der Kaiser selbst trat mit seiner Gemalin und seinen Kindern den Zug in die Kirche begleitet von deutschen Reitern und ungarischen Banderien an. Auf die Banderien folgten 50 auserlesene Fussknechte und darauf die Magnaten mit Leopardenfellen geschmückt, in ihrer Mitte die Reichskleinodien führend. Der zu krönende König, der nun folgte, leistete auf dem Wege in die Kirche bei dem Hause des Paul Rákóczi den Krönungseid, in der Kirche salbte ihn der Erzbischof von Gran, dann setzte ihm der Palatin die Krone auf, nachdem er zuvor die anwesenden Stände gefragt, ob sie den Erzherzog zu ihrem Könige annehmen wollten, und darauf eine zustimmende Antwort erlangt hatte. Nach Beendigung des Hochamts und der übrigen Ceremonien kehrte der Kaiser mit seinem Hofstaate in seine Wohnung zurück, der junge König bestieg aber ein Pferd und ritt in festlicher Begleitung mit der Krone und dem Königsmantel angethan vor die Tore der Stadt, bestieg einen Hügel, von dem aus er dreimal das Schwert nach allen Richtungen schwenkte, zum Zeichen, dass er das Reich gegen alle Feinde verteidigen wolle. Nach dieser, durch das Herkommen geheiligten That hatte die feierliche Handlung ein Ende. Was nun folgte, waren Beglückwünschungen, Gastereien und Tänze. Der Kaiser lohnte dem ungarischen Clerus seine bei dieser Gelegenheit bewiesene Treue und Anhänglichkeit, indem er ihm das Recht erteilte, über seine Hinterlassenschaft frei verfügen zu dürfen. Von der vollzogenen Wahl und Krönung gaben der Kaiser und der Palatin dem Bethlen in eigenen Schreiben Nachricht, die der Fürst in jener Weise beantwortete, wie sie seinem unwahren Verkehr mit dem Kaiser entsprach. Er wünschte, dass Ferdinand III. die Krone so lange als möglich zum eigenen Ruhme und zum Wohl der Christenheit tragen, den Frieden bewahren, und in die Fussstapfen seines Vaters treten möge. Wie er selbst dem Kaiser seine Treue bekundet habe, werde er dies auch gegen den Sohn thun und die Verträge heilig halten.

ANTON GINDELY.